

(Nachdruck verboten.)

57]

Esther Waters.

Roman von George Moore.

Journeymans Gesicht hellte sich noch mehr auf. Sie klingelten, und als der Kellner erschien, bestellten sie zwei halbe Liter, und dann las Journeyman die Liste der Gewichte laut vor. Von Zeit zu Zeit hielt er inne, um seine Gründe für eine gelegentliche, anscheinend unverdiente Strafe oder wiederum eine milde Nachsicht anzugeben.

Es passierte Journeyman nicht oft, daß er einen so aufmerksamen Zuhörer fand. Man hatte ihm mehr als einmal schon zu verstehen gegeben, daß man seine ganze Handicapwissenschaft für vollkommen unnütz hielt. Mit um so größerem Vergnügen bemerkte er daher jetzt, daß Stacks Aufmerksamkeit von Minute zu Minute eher zu- als abnahm.

„Kennst Du Bill Evans?“ fragte ihn Stacks. „Du hast ihn wohl hier schon gesehen; ein so hübscher, dicker, schwarzer Kerl; meistens hat er was zu verkaufen, Pfandscheine, die er für ein Butterbrot loswerden will, oder so was.“

„Ja, den kenn' ich. Bin ihm mal beim Derbyrennen begegnet. Eine Freundin von der Madame hier, Sarah Tucker, war doch rein verschossen in ihn.“

„Zawohl; sie hat dann auch mit ihm zusammen gelebt; nachher, glaub' ich, hat er sie mal rausgeworfen; aber jetzt sind sie doch schon wieder zusammen; man will sie wenigstens zusammen gesehen haben. Jedenfalls sind sie aber ausgeföhnt miteinander. Den ganzen Sommer über ist er fort gewesen, hat rumgelumpt. Ein durch und durch schlechter Kerl, aber das sind gerade die Leute, die immer alles mögliche wissen.“

„Also von Bill Evans hast Du einen Tip bekommen?“

„Zawohl, von Bill. Er ist eben von Eastbourne zurückgekommen. Ich weiß nicht, ob er der Pferde wegen dort unten war, oder aus andern Gründen, aber er hat doch zufälligerweise von einem Hirten gehört, daß der alte Ven jeden Tag sieben Stunden Spazierübungen machen muß. Das scheint Bill in die Krone gefahren zu sein. Sieben Stunden den Tag ist doch nichts Gewöhnliches, und da Bill natürlich gleich 'ne Liebste im Stall hatte, ein bildhübsches Mädchen, wie er selbst sagt, so hat er sich denn ein bißchen genauer erkundigt nach diesen Spazierübungen. Einer der Stallungen ist nämlich hinter demselben Mädchen her, und diese Gelegenheit hat Bill benutzt, um alles mögliche auszufragen. Du meinstest doch neulich, der Ven sei schwach auf den Vorderbeinen, das stimmt vollkommen; darum muß er eben so viel Spazierübungen machen.“

„Und die glauben nun wohl, sie können ihn noch so in stand bringen, daß er den Cesarewitsch nimmt, und lassen ihn zu dem Zweck die ganzen Tage herumtraben?“

„Na, sie lassen ihn auch von Zeit zu Zeit ein bißchen galoppieren; ein bißchen schon, aber doch nicht so, als ob seine Beine in Ordnung wären!“

Journeyman schüttelte bedenklich den Kopf. „Das geht nicht; ein Pferd, das nicht vier gesunde Beine hat, kann den Cesarewitsch nicht nehmen; und der alte Ven hat schon lange keine zwei gesunden mehr.“

„Er hat aber lange geruht seitdem, und sie behaupten, er sei heute kräftiger als damals, wo er den Great Ebor gewann. Sie haben noch ein Pferd im gleichen Rennen, Laurel Leaf, aber das ist lange nicht so stark wie der alte Ven. Du selbst meinst doch, mit sechs bis sieben könnte er es gewinnen. Wenn er mit sechs bis sieben angefaßt wird, werden ganze Tonnen Goldes auf ihn gewettet werden. Ich selbst würde — wenn Du Dich mit mir zusammenthätest — gerne was auf ihn setzen.“

„Wir wollen lieber noch warten, bis die Gewichte veröffentlicht sind,“ sagte Journeyman, „denn wenn es zufällig Courtney zu Ohren käme, daß der alte Ven trainiert wird, so würde er ohne das mindeste Zögern ihm sieben bis zehn aufladen.“

„Glaubst Du?“ sagte Stacks.

„Sicher!“ sagte Journeyman.

„Aber Du stimmst doch mit mir darin überein, daß, wenn er mit etwas weniger als sieben Stein durchkommt und nur in leidlich guter Verfassung ist, er das Rennen gewinnen muß?“

„Da würde ich tausend Pfund gegen einen Penny darauf wetten.“

„Aber nun schweigen; kein Wort verraten!“

„Als ob ich das würde!“

Als Stacks unten die Thüre öffnete, wandte er sich um und sagte:

„Ich glaube, die Polizei ist drin.“

„Dann wollen wir lieber hier bleiben; ich habe keine Lust, auf die Wache geführt zu werden.“

Sie horchten eine Weile an der offenen Thüre.

„Nein, es ist nicht die Polizei, sondern ein Zank um irgend 'ne Wette. Latch sollte wirklich vorsichtiger sein.“

Die Ursache des fürchtbaren Lärms im Lokal war ein großer, junger englischer Arbeiter mit goldgelbem Bart und sehr weißen Zähnen. Um seinen schönen, vollen Hals hatte er ein Taschentuch geknotet. Seine Augen stierten gläsern vor sich hin, wie die eines Betrunknen, und seine Kameraden versuchten vergebens, ihn zu beruhigen.

„Laßt mich zufrieden,“ rief er ein über das andre Mal, „die Wette war zehn halbe Kronen gegen eine. Ich laß' mich nicht betrügen.“

Williams Gesicht wurde glühend rot.

„Betrügen!“ schrie er. „Hier in diesem Lokal soll mir keiner von Betrügen sprechen.“

Er wäre über den Ladentisch hinübergesprungen, wenn Esther ihn nicht festgehalten hätte.

„Ich weiß, was ich sage!“ rief der junge Arbeiter und suchte sich aus den Händen seiner Freunde zu befreien. „Laßt mich zufrieden, die Wette war zehn halbe Kronen gegen eine.“

„Hören Sie doch nicht auf das, was er sagt, Mr. Latch.“

„Was? Er soll nicht auf das hören, was ich sage?“ Einen Augenblick schien es schon, als ob er auf seine eignen Freunde einhauen wollte, aber plötzlich schienen sich des jungen Mannes Gedanken zu verwirren, und er sagte:

„Letzten Montag — hier in diesem verfluchten Lokal — das Pferd, auf das im Tattersall zwölf gegen eins gegeben und angenommen wurde.“

„Er weiß gar nicht mehr, was er redet,“ sagte William, „aber hier in meinem Lokal darf mir niemand das Wort „betrügen“ sagen.“

„Seien Sie nicht böse,“ beschwichtigten die Freunde, „ein Irrtum kann ja vorkommen!“

William konnte sich jetzt des Lachens nicht mehr enthalten und schickte Teddy hinauf, um die Zeitung von Montag herunter zu holen. Er bewies daraus, daß am Montag auf das Pferd im Tattersall acht gegen eins geboten worden war.

Der Portier und ein Coulißenschieber aus dem Theater waren eben herübergekommen; sie standen da und hörten zu. Esther und Charles hatten Bier und Brantwein so schnell ausgeschenkt, wie sie nur irgend konnten, aber über den Streit wegen dieser Wette hatten die meisten vergessen auszutrinken.

„Noch ein Glas!“ sagte nun der junge Mann. „Nehmen Sie sich die zehn halben Kronen in Brantwein raus, das geht ganz gut. Was meinen Sie dazu?“

„Was? Zehn halbe Kronen?“ rief William ärgerlich, „hab' ich Ihnen denn nun nicht gezeigt, daß am Montag, als Sie die Wette machten im Tattersall, auf dasselbe Pferd acht gegen eins gewettet worden ist?“

„Nein; zehn gegen eins.“

„Ich habe jetzt keine Zeit mehr für Sie; Sie stören mir mein ganzes Geschäft hier; machen Sie, daß Sie rauskommen.“

„Ich möchte wohl wissen, wer mich hier rausbringen wird, wenn ich nicht gehen will.“

„Charles, geh' einen Schutzmann holen.“

Bei dem Wort Schutzmann schien der junge Mann ein wenig zu sich zu kommen, und er erwiderte:

„Unterstehen Sie sich nicht, hier so 'n verdammten Schutzmann reinzubringen. Ein Schutzmann! So? Und Ihr verfluchtes Wetten hier, was wird der wohl dazu sagen?“

William blühte sich rasch im Lokal um, um zu sehen, ob einer da wäre, dem er etwa nicht trauen könnte. Aber nein — er kannte sie alle und glaubte ihnen allen vertrauen zu können. Es blieb ihm jetzt nur eins übrig, eine feste Miene aufzusetzen und dem Zufall zu vertrauen.

Mit einem Satz sprang er über den Schanktisch hinüber.

„Nun machen Sie aber, daß Sie rauskommen, hören

Sie? Und unterstehen Sie sich nicht, je wieder hier hereinzukommen."

Charles war seinem Herrn wie ein Blitz über den Schantisch hinüber gefolgt, und zusammen warfen sie den Betrunkenen auf die Straße hinaus.

"Er hat es nicht so böse gemeint!" sagte einer seiner Freunde, "morgen wird er herkommen und sich entschuldigen wegen des Zeugs, was er heute gesagt hat."

"Ich will seine Entschuldigungen gar nicht; aber mich darf keiner in meinem eignen Lokal ungestraft einen Betrüger nennen! Führen Sie Ihren Freund fort, und daß er sich hütet, je wieder in mein Lokal reinzukommen."

Plötzlich erblickte William sichtlich. Er bekam einen Hustenanfall, und der große, starke Mann sah, als er sich auf den Schantisch lehnte, erbärmlich schwach und matt aus.

Esther führte ihn rasch in ihr Privatzimmer hinein, und Charles blieb bei den Kunden zurück. Williams Hand zitterte wie ein Blatt, und Esther saß neben ihm und hielt sie in der ihren fest.

Mr. Vlamy kam herein und fragte, ob er einem der jungen Herren dreißig Schilling gegen zehn auf den Favoriten legen dürfe. Esther sagte, ihr Mann wäre nicht wohl und könne heute kein Geschäft mehr machen. Zehn Minuten später kam Mr. Vlamy noch einmal hinein und meldete, es seien eine Menge Leute im Lokal, die alle wetten wollten; solle er die Wetten annehmen oder nicht?

"Kennen Sie die Leute alle?" fragte William matt.

"O ja, so ziemlich."

"Sehen Sie sich vor, mit keinem wetten, den Sie nicht kennen; aber ich kann jetzt nicht kommen, ich bin so schwach, daß ich kaum mehr sprechen kann."

"Daß sie doch lieber fortgehen," meinte Esther.

"Dann gehen sie wo anders hin."

"Das ist egal; sie werden hier schon wieder zurückkommen; hier sind sie doch ihres Geldes gewiß."

"Davon bin ich nicht überzeugt," meinte William mit schwacher Stimme, "aber ich denke, Teddy wird es auch machen können. Seien Sie nur sehr vorsichtig, Teddy."

"Natürlich, Herr — und ich werde die Preise runterdrücken."

XXXVII.

Eines Nachmittags trat Fred Parsons in das Gastzimmer des "Kings Head" ein. Er trug das Kostüm der Heilsarmee und nannte sich jetzt Kapitän Parsons. Das Lokal war gerade ganz leer. Es war zu einer Stunde, wo es fast nichts zu thun gab. Das Wetten und Trinken der Morgenstunden war vorüber, die Menge hatte sich zerstreut und würde nun erst wieder zurückkehren, wenn die Abendnummer des "Standard" herauskam.

William war spazieren gegangen; Esther und der Kellner waren allein im Hause. Der Kellner hatte irgend etwas im Hof zu thun, Esther saß im Hinterstübchen und nähte. Als sie im Gastzimmer Schritte hörte, ging sie hinein. Fred sah sie schüchtern an und wußte zuerst gar nicht, was er sagen sollte. Endlich begann er:

"Ist Ihr Mann zu Hause? Ich möchte gern ein paar Worte mit ihm sprechen."

"Nein, mein Mann ist ausgegangen und ich erwarte ihn erst in einigen Stunden zurück. Soll ich ihm vielleicht etwas bestellen?"

Sie wollte ihn fragen, wie es ihm erginge, aber in seinem Ton und Wesen lag etwas so Strenges, Fremdes, daß sie es nicht recht wagte. Und diese Empfindung mußte sich wohl deutlich auf ihrem Gesicht gezeigt haben, denn Fred wurde nun auf einmal milder und weicher. Er holte tief Atem und fuhr sich ein paarmal mit der Hand über die Stirn. Dann, gleichsam als schöbe er einen unliebsamen Gedanken beiseite, sagte er:

"Vielleicht könnten Sie es ihm doch ebenso gut sagen, wie ein anderer. Ich hatte die Absicht, selber mit ihm zu sprechen, aber vielleicht kann ich Ihnen die Sache noch besser erklären. Ich wollte nämlich über das viele Wetten sprechen, das hier im Lokal täglich vor sich geht. Das muß aufhören; wir wollen es unterdrücken. Um Ihnen dies zu sagen, bin ich hierher gekommen. Es muß aufhören! Kein rechtlich gesinnter Mensch kann das länger mehr mit ansehen."

Esther gab hierauf keine Antwort. Aber ihr Gesichtsausdruck veränderte sich nicht im mindesten. Fred hingegen sah jetzt sehr erregt aus. Und die Worte, die er sagen wollte, blieben ihm gleichsam in der Kehle stecken. Seine Hände zitterten, und seine Finger bewegten sich ruhelos hin und her.

Esther hob ihre ruhigen, großen Augen zu ihm empor und sah ihn fragend an. Seine kleinen, hellen Augen wichen den ihren aus.

"Ich bin nur hierher gekommen, um Ihnen zu sagen," sprach er weiter, "daß die Polizei sich dieser Sache bemächtigen wird. Es ist mir das natürlich sehr schmerzlich, aber es muß doch etwas geschehen. Die ganze Nachbarschaft wird ja dadurch forumpiert und ruiniert."

Da Esther noch nicht antwortete, fuhr er fort:

"Warum sagen Sie mir nichts darauf, Esther?"

"Was soll ich denn darauf antworten? Sie sehen mir klar und deutlich auseinander, daß Sie uns vom Gesetz verfolgen lassen werden. Ich kann nichts dagegen thun, ich werde es meinem Manne sagen."

"Aber das ist eine sehr, sehr ernste Sache, Esther!"

Er hatte jetzt wieder die Festigkeit seiner Stimme zurückerlangt und sprach mit ernster Entschlossenheit:

"Wenn es uns gelingt, den Beweis zu erbringen, daß Sie hier ein öffentliches Wettlokal haben, so werden Sie nicht allein zu einer großen Geldstrafe verurteilt werden, sondern Sie werden auch Ihre Konzession verlieren. Das wollen wir aber nicht. Wir wollen Sie nur darum bitten, daß das Wetten hier eingestellt wird."

Als er sah, daß sie sprechen wollte, fügte er noch hinzu:

"Geben Sie sich keine Mühe zu leugnen, das wäre nutzlos. Wir wissen doch, daß es wahr ist. Die ganze Nachbarschaft wird durch dieses Wetten demoralisiert. Die Leute denken an gar nichts andres mehr als an Tips; ihr ganzer Gedankenkreis dreht sich nur noch um die Rennen des Tages, um die Abendzeitungen und um die neuesten Nachrichten über die Pferde. Sie wissen gar nicht, wie unendlich viel Elend und Unheil sie dadurch anstiften; jeden Tag fast hören wir von einem neuen Unglück; hier ist es eine zerstörte Häuslichkeit, eine Mutter, die mit ihren Kindern ins Armenhaus geht; hier sind es Töchter, die leichtsinnig auf die Straßen hinauslaufen; hier sind es Väter, die ins Gefängnis gesperrt werden, und so weiter. Und alles das bewirkt dieses Wetten! O, Esther, Esther! Es ist entsetzlich! Bedenken Sie doch nur, welches Unheil Sie anrichten!"

Die hohe, runde Stirn, die matten Augen, das ganze Gesicht des Kapitän Parsons drückte Furcht und Haß vor dem Uebel aus, gegen welches seine dünne Falsettstimme mit so viel Energie protestierte. Plötzlich wurde er wieder nervös. Esther hatte ihn eine Minute lang angeblickt, ohne etwas zu sagen. Da sagte er:

"Sie antworten mir gar nicht, Esther!"

"Was soll ich Ihnen denn darauf antworten?"

"Esther, Sie waren früher ein gutes, religiöses Weib. Erinnern Sie sich noch, welche erbauliche Gespräche wir miteinander führten, wenn wir zusammen spazieren gingen, damals als Sie in jener Stelle in Abondale-Road waren? Ich erinnere mich noch sehr wohl, wie Sie darin mit mir übereinstimmten, daß die, die wirklich Gutes thun wollten, auch leicht dazu im Stande wären. Ach, Esther! Sie scheinen sich sehr verändert zu haben seit jenen Tagen!"

Einen Augenblick schien es, als werde Esther gerührt durch diese Erinnerungen. Dann sagte sie mit ihrer weichen, tiefen Stimme:

"Nein, Fred, ich habe mich nicht geändert, gar nicht! Aber die Verhältnisse, in denen ich lebe, sind eben ganz andre als die früheren. Man kann nicht immer das Gute in der Welt thun, das man gerne thun möchte; man muß sehr oft auch thun, was sich einem von selber aufdrängt. Ich habe meinen Mann und meinen Jungen, für die ich zu sorgen und zu leben habe. Das ist das Gute, das ich thun kann. So wenigstens will es mir erscheinen!"

(Fortsetzung folgt.)

Kleines feuilleton.

F. Journalismus in Wild West. Amüsante Züge vom Wild West-Journalismus teilt der Ex-Redakteur einer Zeitung im wilden Westen im "Strand Magazine" mit. Wenn sich auch in den letzten Jahren die Dinge etwas geändert haben, so ist es mit dem Journalismus im Wild West doch auch heute noch eine eigne Sache. Sein proteischer Charakter hat sich wenig oder gar nicht gebessert, wie folgende Note in einer kürzlich herausgelommenen Nummer des "Jampec Leader" (Oregon) beweist: "Die großen städtischen Zeitungen denken, daß sie smart sind, weil sie ein großes Redaktionspersonal haben. Obgleich wir das unsre früher nicht angegeben haben, werden wir es

jezt thun, damit sich unsre städtischen Bröder nicht einbilden. Das Redaktionspersonal des „Leader“ besteht aus dem Chefredakteur B. S. Wilson; dem Stadtrebakteur Vic Wilson; dem Lokalreporter W. Wilson; dem Leitartikel-schreiber Hon. Mr. Wilson; dem Börsenredakteur Wilson; dem Drucker derselbe Wilson; dem Faktor wiederum Wilson; dem jüngsten Lehrling, ein Bild desselben Wilson; dem bogenden Redakteur Mr. Wilson.“ In dem ganzen Lande meistlich vom Mississippi kann man ähnliche Beispiele für die Fleißigkeit eines Wild West-Redakteurs finden. Zu den merkwürdigsten und ergößlichsten Charakteren gehörte der verstorbene Alvin S. Peck, „Nichter“ Peck von Dakota, der sich rühmte, Zeitungen in neun verschiedenen Staaten und Territorien geleitet und auf elf Männer, die seine Meinung nicht teilten, — bei dreien mit verhängnisvollem Ausgang — geschossen zu haben; er genoss die allgemeine Achtung seiner Mitbürger und starb eines natürlichen Todes in dem für Dakota hohen Alter von 51 Jahren. Uebrigens ist die Hinterrückländer- und Prairierepresse Amerikas von jeher die Pflanzschule des amerikanischen Humors gewesen, und Männer wie Mark Twain, Bret Harte, J. V. Stanton u. a. m. sind aus ihr hervorgegangen. Tausende kleiner Zeitungen sind über ein Duzend Staaten und Territorien verbreitet, und wie präkar ihre Lage oft ist, zeigt folgender Redaktionsappell in der Zeitung, „Gem“, in Flagstaff, Arizona: „Haben Sie schon den Betrag für Ihr Zeitungsabonnement bezahlt? Selbst ein Redakteur muß leben. Wenn die „schweren Zeiten“ Ihr Heim betroffen haben, so vergessen Sie nicht, daß Rüben, Kartoffeln und Korn in Garben in der Redaktion des „Gem“ ebenso willkommen wie bares Geld sind. Auch hartes Holz. Die Rüben usw. können auch unsrer Frau übergeben werden, die in unsrer Abwesenheit quitiert.“

Zu den amüsantesten Fiktionen der Zeitungen im wilden Westen gehörten die erdichteten Redakteure, denen oft die außerordentlichsten Titel und Funktionen zugeschrieben werden. Ebenso belustigend sind auch die Namen dieser Zeitungen selbst. Man könnte denken, daß ein Humorist sie erfunden hat. Aber all diese Zeitungen sind durchaus reale Gebilde. Da giebt es z. B. die „Creede-Rexge“ (Aclorado), den „Arizona-Pfeil“, die „Blüthenrebeile“, den „Aufgehenden Stern X-Strahl“, den „Kastlopf-Herald“, den „Naschlen“, den „Carrizowurfspeiß“, die „Nohales-Dase“ und die „Teufelssee Freie Presse“. Die Namen einiger westlicher Städte sind sehr phantastisch, und die Liebe des Redakteurs für die Alliteration ist groß. Daraus erklärt sich „Bliß Breeze“, „Mustang Mail“ u. a. m. Die Stadt Tombstone (Grabstein) hat natürlich eine Zeitung „Epitaph“. . . . Selbst in den civilisierten Südstaaten östlich vom Mississippi war noch vor einer Reihe von Jahren das Redigieren kein angenehmer Zeitvertreib. Davon weiß der frühere Wild West-Redakteur ein Lied zu singen. „Als ich einmal einem Freund in Georgia half,“ so erzählt er, „betrat ein Bürger in sehr erregtem Zustand das „Redaktionsheiligtum“ — diese würdevollen Epitapheta sind in Amerika sehr beliebt — und durchlöcherete die Wände und mein Pulst mit Kugeln aus einem Revolver. Zum Glück war ich nicht da, sondern im Seherzimmer. Mein Auge ruhte liebevoll auf einer Reihe von Paragraphen, von denen einer anfang: „Wenn unser geschätzter (aber chronisch betneipter) Mitbürger Sam Beale unsern Rat annehmen will usw.“ In diesem Augenblick folgten schnell drei Schüsse aufeinander. Mein Gehilfe fiel unter dem Seherkasten auf die Knie, und ich überlegte gerade, was ich thun sollte, als die Thür hastig aufgerissen wurde. Ich stand Mr. Samuel Beale gegenüber. Er ergriff einen dort liegenden, schweren Druderhammer und schleuderte ihn mit aller Kraft gerade auf meinen Kopf. Aber der Hammer streifte nur mein Ohr und zerbrach an der Wand. Darauf ergriff Beale die Flucht. . . . Nachher ging ich weislich bewaffnet, und schließlich inserierte mein Chef folgende charakteristische Abbitte: „Da der Lokalreporter bei verschiedenen Gelegenheiten infolge eines Mißverständnisses der wahren Umstände behauptet hat, daß unser geschätzter Mitbürger Sam Beale ein Lügner, Dieb und der gemeinste Strolch im ganzen Staate Georgia wäre, widerrufen wir das hierdurch und erklären, daß unsre Kenntnis sich nur auf Pawnee County erstreckt. Laß uns wieder Freunde sein, Sam.“ —

ew. Kübelpflanzen. Jede Schmuckpflanze, die man ihrer Größe wegen nicht in einem Topfe, sondern in einem größeren, hölzernen Gefäße zieht, ist eigentlich eine Kübelpflanze. Weil man aber hauptsächlich gewisse Pflanzenarten allgemein auf diese Weise kultiviert, so hat man sich daran gewöhnt, mit dem Namen Kübelpflanzen eine ganz specielle Vorstellung zu verbinden. Es sind solche Gewächse, die im Sommer ins Freie, in den Garten, auf der Veranda, auf den Hausflur, auf die Eingangsstufen gestellt und im Winter in einem ungeheizten, frostfreien Raume, möglichst im Keller untergebracht werden. Zu Kübelpflanzen in diesem Sinne können sich nur solche Gewächse eignen, die schon einmal eine Vernachlässigung in der Behandlung ertragen können und überhaupt nicht gar zu anspruchsvoll sind. Solch eine im Hausflur, in der Veranda, am Hauseingange stehende Pflanze hat oft von Zugluft zu leiden, bald trifft sie, im Frühjahr und Herbst, die Wärme des Zimmers, bald die kühle Luft der Straße. Und während sie der Wohlthat des Regens nicht immer teilhaftig wird, trocknet sie doch in ihrem freistehenden Kübel sehr leicht aus. Unsre Kübelpflanzen stammen alle aus wärmeren, aber nicht zu warmen Ländern. Sie sind immergrün, denn unter Umständen sollen sie auch im Winter den Hausflur schmücken, oder bei festlichen Gelegenheiten einmal hervorgeholt werden. Aber sie dürfen

auch nicht zu empfindlich sein. Eine kalte Nacht im Mai oder Oktober müssen sie schon ohne Schaden hinnehmen können. So sind denn einige Mittelmeergewächse verbreitete Kübelpflanzen bei uns seit alter Zeit, vor allem der Lorbeer, die Myrte, der Kirschlorbeer und der Oleander. Eine sehr schöne Kübelpflanze ist auch der japanische Evonymus, ein Verwandter unsres einheimischen Spindelbaumes. Seine immergrünen, ovalen Blätter besitzen einen sehr starken Glanz. Es giebt auch weißbunte und gelbschlechte Abarten dieser Pflanze, die ziemlich hart ist und selbst einige Grad Frost verträgt, also im Herbst sehr lange im Freien belassen werden kann. Ebensovienig empfindlich oder noch unempfindlicher ist auch die japanische Auluba. Auch von ihr giebt es verschiedene Varietäten. Man sieht sie übrigens in Berlin fast in jedem Schlächterladen, wo sie meist einen recht bescheidenen Eindruck macht. Sehr geeignet, als Kübelpflanze verwendet zu werden, sind die Yuccarten. Sie besitzen ein sehr starkes Wachstum, so daß sie bald zu mannshohen und weit höheren Exemplaren emporwachsen. Freilich dadurch werden sie auch leicht zur Last. Jedes Jahr muß ein neuer, größerer Kübel besorgt werden, vor allem aber sind so große Pflanzen zu transportieren und im Winter seltner irgendwo unterzubringen. Obwohl diese und die erwähnten Kübelpflanzen im Winter zur Not mit einem nicht zu feuchten und nicht zu dunklen Keller vorlieb nehmen, so sind doch nicht alle Keller geräumig genug, um drei, vier Meter hohe Dekorationsgewächse aufnehmen zu können. Die Yuccas wirken durch ihre langen, schwertförmigen Blätter sehr imposant. Auch die Agave americana, die große Trodenheit vertragen kann, und daher oft auf Säulen aufgestellt wird, ist eine schöne Kübelpflanze. Selbstverständlich lassen sich noch sehr viele andre Gewächse in großen Gefäßen zu mächtigen Dekorationspflanzen aufziehen und in Gewächshäusern und Wintergärten stehen ja alle großen Pflanzen in Kübeln, aber verbreitet und populär sind doch nur die Arten geworden, die wie die erwähnten anspruchslos und unempfindlich sind. —

Kulturgeschichtliches.

— Von der Justizpflege im Vormärz. Aus der badischen Bodensee-Gegend werden der „Straßburger Post“ folgende Stüdchen der vormärzlichen Justizpflege mitgeteilt: In dieser Gegend bestand in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts, ehe Justiz und Verwaltung getrennt waren, noch ein Bezirksamt in einem weltfernen Dertchen, nicht weil etwa ein Bedürfnis dafür gegeben gewesen wäre, sondern weil die Behörde aus der Zeit der ehemaligen Klosterherrschaft überkommen war. Und der da amete, war einer jener Bureaukraten, die mit einer gewissen Gutherzigkeit einen stark ausgeprägten Zug zu patriarchalischer Herrschbegier verbanden, während in der Behandlung bürgerlicher Rechtsstreitigkeiten meist das Interesse an wissenschaftlicher Erledigung eines Falles von dem Bestreben, einen Vergleich zu stande zu bringen, zurückgedrängt wurde. Hierzu machte der Gestränge sich namentlich den Winter, das heißt die Ofenwärme dienstbar, was ihm durch die Geräumigkeit der Amtsstube erleichtert wurde. Denn er saß vorn am Fenster; den nicht friedfertig gesinnten Parteien aber wurden Plätze unmittelbar neben dem Ofen angewiesen unter dem Vorgeben, es müsse einer unverschießlichen Sache halber die Verhandlung unterbrochen werden. Der Amtsdienner durfte jetzt am Holz nicht sparen, und nicht selten fühlte dann auch ein streitbarer Bauer seinen starren Sinn von milder Veröhnlichkeit durchstrahlt. War nach bestimmter Zeit auf erneute Vorstellungen hin solcher Erfolg nicht zu bemerken, so mußte der Amtsdienner ein weiteres angeßlich dringliches Aktenbündel hereinbringen und frisch auflegen. Eines Tages aber nützte auch die Verlängerung der Probezeit nichts; denn der vermeintlich bald müde geschmorte Kläger erhob sich mit den Worten:

„Ja, Herr Oberamtmann, bei mir könnte es noch viel Holz kosten, das thut mir nichts: ich bin Heizer auf dem „Leopold“. — Das ist der Name des Dampfbootes, das heute noch als 60jähriger Veteran zu Zeiten den blauen Spiegel des Sees durchkreuzt.“

Damals bestand auch schon die Bestimmung, daß ein Verhafteter binnen 24 Stunden zu vernehmen sei; aber nicht immer nahmen es jene Herren sehr genau mit Einhaltung der Frist. Da geschah es einmal, daß ein eingelieferter Landstreicher, der schon über die Zeit hinaus unverhört gefessen hatte, sich erhängte, als er zur Vernehmung vorgeführt werden sollte. Nun wurde der Leichnam in die Amtsstube geschafft und das Protokoll wie mit einem Lebenden in gewöhnlicher Art aufgenommen. Nach damaliger Vorschrift waren die gestellten Fragen niederzuschreiben: Wie heißen Sie? Wie alt sind Sie? und so fort. Was haben Sie auf die Beschuldigung des Vagabundierens zu erklären? Zum Schluß wurde heurlundet: „Der Vorgeführte vertweigert auf alle Fragen hartnäckig die Antwort, worauf man ihn in das Gefängnis zurückbringen ließ.“ „Kurze Zeit darauf“ — hieß es weiter — „meldete der Gefangenenwärter, daß der Inzulpat sich in seiner Zelle erhängt habe.“ —

Archäologisches.

— Der Dionysostempel der Bessen. In der bulgarischen Zeitschrift „Rhodopski Kaprednik“, die sich besonders mit der Erforschung der Geschichte der Bewohner des Rhodope-Gebirges befaßt, wird, wie die „kölnische Zeitung“ mitteilt, wieder die Frage aufgeworfen, wo sich der berühmte Dionysostempel der Bessen befunden habe, den schon Herodot erwähnt und den Alexander der Große auf seinem Zuge zur Donau besuchte. Konstantin Jiretschek und andre hatten angenommen, sich hierbei auf eine ältere bulgarische

Duelle stehend, daß der Tempel auf dem Gjöstepe unweit der bulgarisch-türkischen Grenze, in der türkischen Kaasa Döwlen, dem Gebiet der sogenannten Wafusbörfer der Pomaken, liege, wo Palast-Ruinen, Zosaken und steinerne Gräber sichtbar seien und Helme, Schilde, Lanzenspitzen und Geräte ausgegraben wurden. Allein schon 1891 hatte der russische Konsul Wischin bei seinem Streifzuge von Adrianopel durch die Rhodope-Berge den Gjöstepe gesucht, gefunden und dort nichts von alten Trümmerstätten bemerkt. In dem Rhodopski Kapredhl wird nun mitgeteilt, daß 30 Kilometer südlich von Stanimal, wo die Grenze in dichtem Hochwalde über die Berge Tschil Tepe und Zenimahala Tepe führt, unzweifelhaft Spuren von großartigen Bauten vorhanden sind. Das etwa 1 Kilometer im Geviert messende Trümmerfeld ist fast überall durch den Waldboden bedeckt, stellenweise ragen aus gewaltigen Blöcken geschichtete Mauerreste aus dem Dickicht auf, auch Spuren von Straßenanlagen will man gefunden haben. Es ist bekannt, daß die dortige Gegend reich an wertvollen Mineralien ist und viele Spuren alter Bergwerke birgt, doch soll eine Verwechslung dieser Spuren mit älteren Kulturarbeiten ausgeschlossen sein. Die Möglichkeit, daß der berühmte Tempel auf dem Tschil Tepe oder dem Zenimahala Tepe gestanden hat, wird dadurch fast zur Wahrscheinlichkeit, daß die in der Nähe wohnenden Pomaken (mohammedanische Bulgaren) die Berge und ihre Trümmer als Heiligum verehren und alljährlich einmal dort zusammenkommen, um Lämmer zu opfern und zu beten. Früher nahmen die Christen an diesen Auszügen teil; seit aber in türkischer Zeit bei den auf das Gebet folgenden Belustigungen einmal ein Christ von einem Mohammedaner, der im Ringkampfe unterlegen war, erschossen worden ist, hielten sich die Christen fern. Die Rhodope-Berge sind im ganzen noch sehr unerforscht, niemals hat ein Archäologe von Verus seine Schritte dorthin gelenkt. —

Naturwissenschaftliches.

— Das Leuchten des Fleisches toter Schlacht-tiere. Hat schon der phosphorische Glanz des faulen Holzes im einsamen finsternen Walde einen mächtigen Einfluß auf das Gemüt des abergläubischen Menschen, so gilt dies in erhöhtem Maße von jenen Fällen, in denen Fleisch geschlachteter Tiere einen Lichtschein entsendet. Kein Wunder daher, daß man die seltenen Fälle, in denen man jene furchterweckende Erscheinung bisher beobachtete, schon in früheren Jahrhunderten sorgfältig gebucht hat. Naturgemäß hat es nach dem Aufschwünge der Naturwissenschaften im verfloffenen Jahrhundert nicht an Versuchen gefehlt, die Ursache solcher Lichterscheinungen zu ergründen, und schon Heller hatte in den fünfziger Jahren als Erreger einen Pilz vermutet. Trotz der großen Fortschritte aber, die gerade die Bakteriologie in den letzten Jahrzehnten zu verzeichnen gehabt hat, fehlten bislang genauere Untersuchungen über die Leuchtbakterien des Fleisches gänzlich, eben weil die fragliche Erscheinung zu selten beobachtet wurde. Neuerdings hat sich nun, wie der „Prometheus“ der „Botanischen Zeitung“ entnimmt, Hans Molisch (Prag) dieser Frage gewidmet und die überraschende Entdeckung gemacht, daß das Leuchten des Fleisches toter Schlacht-tiere sich fast mit der Regelmäßigkeit eines physikalischen Experimentes erzeugen läßt. Er verfuhr dabei folgendermaßen: Von dem täglich überbrachten Fleische wurden flache, etwa kinderhandgroße Stücke ab-geschritten und in sterilisierten Schalen bei einer Temperatur von 9—12 Grad stehen gelassen. Es ergab sich, daß bei 48 Proz. aller untersuchten Fleischproben nach 2—3 Tagen Leuchten auftrat. Ein geringer Zusatz von Kochsalz erwies sich dabei als günstig, wohl deswegen, weil der fragliche Leuchtbazillus etwas halophil (salz-liebend) ist und weil durch den Zusatz von Salz vermutlich andre Bakterien abgetötet werden, so daß der Erreger des Leuchtens wenig Konkurrenz hat. Wenn das Fleisch zu leuchten beginnt, so weist es höchstens einen ganz schwachen üblen Geruch auf; das Auftreten des Lichtes stellt nur die erste Stufe der Fäulnis dar. Je mehr die letztere fortschreitet, desto mehr werden die Leuchtbacillen überwuchert und desto mehr läßt auch die Intensität des Leuchtens nach. Das weißlich erscheinende Licht verteilt sich selten gleichmäßig auf die ganze Fleisch-oberfläche, sondern tritt inselartig auf, so daß das Fleisch wie mit glänzenden Sternen übersät erscheint. Eine genaue Untersuchung des Leuchtbacillus des Fleisches, der den Namen Micrococcus phosphoreus führt, verdanken wir gleichfalls den Untersuchungen von Molisch. —

Aus dem Gebiete der Chemie.

u. Wie sieht Silber aus? Auf die Frage, wie Silber aussieht, werden die meisten Menschen antworten: weiß. Und sie werden das um so eher thun, als wir ja thatsächlich die weiße Farbe des Silbers für so unveränderlich zu halten gewohnt sind, daß wir ein ganz besonders schönes Weiß als „silberweiß“ bezeichnen. In der That zeichnet sich aber das Silber vor sehr vielen andern Naturkörpern dadurch aus, daß es ganz verschiedene Farben annehmen kann. Zunächst ist schon seit längerer Zeit bekannt, daß Silber, wenn es nicht als ein großes Stück vorhanden ist, sondern aus lauter sehr kleinen, punktförmigen Körpern besteht, schwarz ist. Der bekannte Höllenstein, eine Verbindung von Silber und Salpeter-säure, nimmt an der Luft schwarze Farbe an, weil sich aus ihm lauter kleine Silberkörperchen abspalten. Die Photographie beruht ebenfalls auf dem schwarzen Aussehen der kleinen Silbertheilchen.

Dem in der Lichtempfindlichen Schicht der photographischen Platten und Papiere ist Silber enthalten, unter dem Einfluß des Lichtes bekommt dies die Fähigkeit, durch den photographischen Entwickler ausgeschieden zu werden, und so bilden sich an den belichteten Stellen schwarze Silbertheilchen, die eben das photographische Bild herstellen. Aber auch größere Silberstücke sind durchaus nicht immer weiß. Man hat im Gegen- teil gelernt, das weiße Silber durch verschiedenartige chemische Ver-handlungen ganz verschiedenartig gefärbt zu gestalten. Man unter-scheidet demnach jetzt außer dem weißen und dem schwarzen Silber noch das blaue, ferner das rote, und endlich das gelbe Silber, so daß nur wenige aller vorhandenen Regenbogenfarben dem Silber fremd sind. Und dabei sind die so verschieden gefärbten Silberstücke nicht etwa mit irgend welchen Farbstoffen vermischt, sondern wirklich chemisch reines Silber, und der Chemiker kann Silber von einer Farbe in solches von anderer Farbe umwandeln. —

Humoristisches.

- Reflexion. Expresß: „Wann a Minister-präsident hin und her schwankt, na hoacht ma's Diplomatie, wanns aber mi a weng hin und her reißt, na hoachts, i bin b'suffa!“ —
- Symbolisch. „Weswegen ist denn die Verlobung des Herrn Barons Pumpenberg mit der Komtesse Hammernitz auseinander gegangen?“
„Na, weg'n nix und wieder nix!“ —
- Ein Entschuldigungsgrund.
Geehrter Herr Leerer;
Verzeihen Sie das mein sohn Dedor heute nich zur Schuhsle komt, indem er nich Sigen kann, weil ich in Gestern mal krindlig ferjohlt habe.

Mitt Ganzer hoch 8 dung
Alois Fleischhauer. —
(„Jugend.“)

Notizen.

- Das Bergtheater am Herentanzplatz bei Thale wird in diesem Jahre am 25. Juni eröffnet. Man will jetzt nur noch mit Berufschauspielern (aus Weimar), nicht mehr mit Dilettanten arbeiten. Bei Regenwetter finden die Vorstellungen im Saale des Hotels „Zum Forsthaue“ statt; der geplante Bau einer „Regen-reserve“ am Fuße des Herentanzplatzes ist nicht zu stande gekommen. —
- In Halberstadt bewilligten die Stadtverordneten 450 000 Mark für den Bau eines Stadttheaters. —
- Am Simplontunnel ist nur noch eine Strecke von 1 Kilometer zu durchbohren; diese Arbeit dürfte in etwa 3 1/2 Monaten fertiggestellt sein. Augenblicklich sind 3100 Arbeiter im Innern des Tunnels beschäftigt. —

Büchereinkauf.

- Roland Abramczyk: „Mein heiliger Früh-ling“. Lyrik. Diefen (Bayern). Jos. C. Huber. —
- A. D. Weber: „Ohne Maulkorb“. Lyrik. München. Friedrich Rothbart. —
- Gotthold Häußler: „Verzweifelt“. Erzählung. 3. Aufl. Zürich. Th. Schröter. Pr. 1 M. —
- Friedrich Hahn: „Dämonen“. Erzählung. München. Albert Langen. Preis 2 M. —
- Theodor Noosevelt: „Jagdstreifzüge“. Stizzen. München. Albert Langen. Preis 2 M. —
- Meta Schoepp: „Couleur“. Roman. Berlin und Leipzig. Schuster u. Loeffler. —
- Paul Brulat: „Eine Paria“. Roman. München. Friedrich Rothbart. Preis 2,50 M. —
- Anatole France: „Komödiantengeschichte“. Roman. München. Albert Langen. Preis 3,50 M. —
- Joh. Schlaf: „Der Kleine“. Roman. Stuttgart. Agel Junfer. —
- Thomas Dixon: „Weiß und Schwarz“. Roman. München. Friedrich Rothbart. Preis 5,20 M. —
- Knut Hamjun: „Abendröte“. Drama. München. Albert Langen. Preis 2 M. —
- Franz Eisen: „Jugend von morgen“. Drama. Wanne i. W. Albert Markwig. —
- Dr. Hans Landsberg: „Arthur Schnitzler“. Essay. Berlin. Gose u. Teglass. Pr. 0,50 M. —
- Arthur Usthal: „Magim Gorli“. Essay. Berlin. Gose u. Teglass. Preis 50 Pf. —
- A. Maaf: „Die Wunder des Himmels und der Erde“. 2. Auflage. Kollberg. A. Maaf. Preis 3 M. —
- Paul Wiegler: „Französische Rebellen“. Essay. Berlin. Gose u. Teglass. Pr. 1,50 M. —
- Paul Müller: „Hugo Wolf“. Essay. Berlin. Gose u. Teglass. Pr. 0,50 M. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 8. Mai.